

Haltungsfragen

Die entschiedene Bescheidenheit als christliche Dialogposition. Replik

Michael Bongardt, Jerusalem

Von Tag zu Tag sinkt die Chance, von der Wirklichkeit und Lebendigkeit fremder Religionen unberührt zu bleiben. Und im gleichen Maße wächst die Spannung, die durch die Wahrnehmung der anderen entsteht. Diese Spannung wird in der Diskussion zwischen den Autoren dieses Zeitschriftenbandes erneut deutlich: Sie baut sich auf zwischen der Bestimmtheit und dem Wahrheitsanspruch des eigenen Bekenntnisses und der Anforderung, die anderen in angemessener Weise ernstzunehmen und anzuerkennen. In diesem Spannungsfeld kommt alles darauf an, in eine Haltung zu finden, die religiös lebbar und theologisch bzw. philosophisch verantwortbar ist. Die im Hintergrund meiner hier vorgetragenen Argumente und Optionen stehende Haltung möchte ich in dem folgenden Schluss-Statement weiter zu begründen - und so auf die Anfragen meiner Diskussionspartner zu antworten suchen.¹

Entschiedene Bescheidenheit. Schon in dieser Benennung wird deutlich, worin sich die von mir favorisierte Haltung von den anderen hier ins Gespräch gebrachten unterscheidet. Während der exklusivistische Ansatz den Wahrheitsanspruch fremder Religionen schlichtweg bestreitet, die pluralistische Option die Bestimmtheit des je eigenen Bekenntnisses stark ausblendet² und die atheistische Position sich dem genannten Spannungsfeld prinzipiell entzieht, will die „entschiedene Bescheidenheit“ eines „wechselseitigen Inklusivismus“ diese Spannung aushalten und deren Pole weitestmöglich zusammenbinden. Dass sie deshalb selbst spannungsgeladener ist als die anderen, wurde in den Antworten auf meine Ausgangsthese völlig richtig gesehen und soll in ihrer folgenden Erklärung noch deutlicher werden.

1. Ihre Entschiedenheit gründet in der Überzeugungskraft der Offenbarungsgestalt, auf die sie antwortet. In christlicher Perspektive - und nur in ihr kann ich hier sprechen, während sich ihre Rezipierbarkeit durch andere Religionen erst im Dialog erweisen kann und muss - heißt das: Leben und Geschick Jesu von Nazareth, die mir im kirchlich entfaltenen und überlieferten Bekenntnis begegnen, glaube ich als Selbstoffenbarung Gottes. Ich baue darauf, dass sich Gott

- 1 Aus Platzgründen werde ich im folgenden die aufgenommenen Argumente meiner Gesprächspartner lediglich durch Seitenhinweise im laufenden Text kennzeichnen.
- 2 Dass ich diesbezüglich bei Schmidt-Leukel einen beachtenswerten Unterschied etwa zu J. Hick entdeckt zu haben glaube, lässt sich meiner Antwort auf seine Ausführungen entnehmen.

in dieser befreienden wie fordernden Gestalt als der zeigt, der er ist und für die Welt sein will.³ Wenngleich sich erst einem solchen Bekenntnis der Offenbarungscharakter von Person und Geschichte Jesu erschließt, ist es weder ein rein produktiver Akt - denn es versteht sich als Antwort auf zuvorkommend Begegnendes - noch subjektivistisch - denn es stellt sich in kritischer Anerkennung in die kirchliche Tradition, ohne die es nicht möglich wäre (157f.). Weil und insoweit Glaubende ihr ganzes Leben als Antwort auf jene sie unbedingt angehende Offenbarungsgestalt verstehen, wird auch ihre gesamte Erfahrung, ihr Verstehen alles in der Welt Begegnenden in diese Perspektive eingerückt - nicht zuletzt die Wahrnehmung der anderen Religionen. Den leitenden Anspruch, die Welt als Ganze in der eigenen Perspektive verstehen zu können, faktisch einlösen zu wollen, wäre allerdings in der Tat Hybris - und doch wird, was Kant als notwendige, weil regulative Idee der Vernunft bezeichnete,⁴ den Glaubenden in ganz eigener Weise eine kaum verzichtbare Hoffnung sein: Dass nichts in der Welt dem Glauben an die unbedingte Liebe Gottes endgültig widerstehen und ihn damit jeder Glaubwürdigkeit berauben wird (155.157.160). Und ein letztes noch: Wenn und weil die Entschiedenheit des Glaubens sich in der angedeuteten Weise einer Begegnung verdankt, werden ihr Nützlichkeitsabwägungen fern liegen; glücklicherweise, denn solche würden dem Projektionsvorwurf gegen jede religiöse Haltung unwiderruflich Tor und Tür öffnen (156).

2. In die m.E. angemessene, ja geforderte Bescheidenheit sieht sich ein derart entschiedener Glaube eingewiesen, sobald er nach den Möglichkeitsbedingungen seiner konkreten Gestalt fragt. Ob durch den eigenen Glauben erschütternde Widerfahrnisse, ob durch die Einsicht in die erheblichen Veränderungen der Glaubensgestalt im Verlauf der je eigenen Tradition oder eben durch die Begegnung mit fremden Religionen und ihren Wahrheitsansprüchen: Wodurch die fragende Rückwendung auf sich selbst angestoßen wird, spielt keine entscheidende Rolle. Dass sie aber, wenn nicht schon in der Glaubensgeschichte der einzelnen, dann jedenfalls im historischen Entwicklungsgang konkreter Religionen früher oder später aufbricht, scheint mir in der Tat notwendig.⁵ Und ein Blick auf die Geschichte der Religionen unterstützt diese These spätestens dann, wenn man auch auf die nicht selten gewaltsam unterdrückten Keime solch selbstkritischer

- 3 Auf die fundamentaltheologische Verantwortung dieses Glaubens kann hier nicht näher eingegangen werden. Sie hat in der „demonstratio christiana“ nicht nur dessen anthropologische Relevanz, sondern selbstverständlich auch die Angemessenheit seiner Deutung der Geschichte Jesu von Nazareth zu erweisen.
- 4 Vgl. Kant, Kritik der reinen Vernunft A 323, B 379f.
- 5 Vgl. dazu die Einsichten in die „Dialektik des mythischen Bewusstseins“ bei E. Cassirer, Philosophie II, 262-286. Dass Cassirer mit diesen erkenntnistheoretischen Thesen keinem naiven Fortschrittsoptimismus das Wort redet, wird spätestens klar, wenn man seine hell-sichtige Analyse der Revitalisierung des Mythos innerhalb des Faschismus berücksichtigt: Vgl. E. Cassirer, Der Mythos des Staates, Zürich 1949, 360-388.

Aufklärung achtet.⁶ Sicher aber wurde und wird diese wiederum in sehr unterschiedlichen Gestalten geleistet. Deshalb kann und soll es bei der Aufmerksamkeit für diese selbstreflexive Bewegung nicht darum gehen, eine bestimmte ihrer Formen, etwa die westeuropäische Transzendentalphilosophie in ihren nicht selten subjektivistischen Ausformungen, zu einer Metatheorie, einem „Gottesstandpunkt“ zu erheben (157). Meine religionstheologisch relevante These ist weit behutsamer: Sie behauptet lediglich, dass jene stets irgendwann einsetzende Selbstreflexion zu der Einsicht in die kulturelle und historische Bedingtheit des eigenen Verstehens, Denkens und Glaubens führen wird. Diese Einsicht aber hat, sobald man sich ihr ernsthaft stellt, weitreichende Folgen, von denen nur zwei hier noch genannt seien.

a) Zum einen wird es nicht mehr möglich sein zu behaupten, die in den einzelnen Religionen als zentral angesehenen Offenbarungsgestalten der transzendenten Wirklichkeit seien der Bedingtheit enthoben, in der Menschen auf sie antworten. Eine solche Behauptung übersieht das unauflösbare Ineinanderfallen von göttlichem Wort und menschlicher Antwort: Wird dieses Wort für den Menschen doch immer erst hörbar in den menschlichen Antworten, die es nie ausschöpfen. Dabei ist nicht aus-, sondern eingeschlossen, dass sich Menschen von diesem unter den zahllosen Bedingungen ihrer Antwort vernommenen Wort unbedingt gemeint und gefordert wissen.⁷

b) Zum anderen hat die genannte Einsicht Konsequenzen für die so heftig diskutierte Frage nach den Kriterien, an denen die Anerkennungswürdigkeit von Religionen geprüft werden kann (128.156.160). Weil der Hinweis auf bestimmte geoffenbarte Gebote oder Gottesprädikate - wegen ihrer ebenfalls bedingten Gestalt - nicht auf umfassende Anerkennung rechnen kann, ist auch hier größere Bescheidenheit gefordert: Universal einzufordern ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als die Verantwortung des jeweiligen Verstehens und Glaubens vor dessen eigenen Möglichkeitsbedingungen, d.h. der in ihm transzendental vorausgesetzten Freiheit und logischen Geschlossenheit. Diese Verantwortung ist in der Tat der Religion, dem Glauben zunächst extern, weil sie begründungslogisch nicht auf das Bekenntnis zu einer transzendenten Wirklichkeit angewiesen ist. Doch gleichwohl kann sie auch theologisch eingefordert werden, sobald die menschliche Vernunft und Freiheit als wesentlicher Gehalt des göttlichen Schöp-

6 Um diesbezüglich einen Blick über die beredte Kirchen- und Christentumsgeschichte hinaus zu wagen, sei etwa hingewiesen auf die Mutaziliten im frühen Islam. Diese rationalistisch-aufklärerische Bewegung fand nach schneller Blüte nicht zuletzt deshalb ein ebenso schnelles Ende, weil die Unterdrückung durch die herrschenden Kreise eine Klärung der internen Konflikte verhinderte. Vgl. dazu Ess, Josef van, *Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jh. n. H.*, Bd. IV, Berlin / New York 1997, 1-737.

7 Dass Bedingtes eine Gestalt des Unbedingten sein und deshalb unbedingt einfordern kann, ist die wohl entscheidende Spannung in jedem religiösen Weltverstehen. Ein perspektivisches Offenbarungsbekenntnis ist deshalb keineswegs notwendig unvollständig (128f).

ferwillens geglaubt werden. Ein solcher Glaube kann zwar nicht beweisen, muss aber darauf setzen, dass Gott sich und seiner Schöpfung treu - und in diesem Sinne selbst „moralisch“ und „vernünftig“ - bleibt. Denn andernfalls wäre Gott nicht vertrauenswürdig und der Glaube an ihn weder sinnvoll noch verantwortbar.

Es wäre lohnend, der hier nun ansichtig werdenden Verschränkung der „Bescheidenheit“ und der „Entschiedenheit“ des Glaubens weiter nachzugehen. Weil dazu an dieser Stelle kein Raum ist, sei ein letztes Mal nach den religionstheologischen Konsequenzen jener „entschiedenen Bescheidenheit“, die in der „notwendig bedingten Offenbarungsgestalt des Unbedingten“ gründet, gefragt.

Dass und wie sie dem Christusbekenntnis Wege öffnet, andere Religionen auch in ihrer möglichen Heilsbedeutsamkeit anzuerkennen, dürfte hinreichend deutlich geworden sein. Fordert sie aber nicht sogar die Anerkennung, dass andere gelebte Religionen faktisch eine gleich angemessene Antwort auf die göttliche Wirklichkeit darstellen (162)? Die Bescheidenheit im Blick auf die Grenzen des eigenen Erkennens und Urteilens verlangt es m.E., die Antwort auf diese Frage einem Anderen und einer anderen Situation zu überlassen. Doch die Entschiedenheit des christlichen Glaubens eröffnet und fordert die Hoffnung, dass diese Frage einmal - in uns vermutlich noch unvorstellbarer Weise - mit „Ja“ beantwortet werden wird.⁸

8 Die von H. U. v. Balthasar, *Kleiner Diskurs über die Hölle*, Ostfildern o.J., 42-50, so eindrücklich dargelegte „Pflicht, für alle zu hoffen“ kann nicht anders, als die Nichtchristen einzuschließen.